



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue historische Literatur.

D. Heyne, Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Berlin, bei J. Guttentag. 1866. 8.

Der regensburger Kurfürstentag 1630 bezeichnet einen der folgenschwersten Wendepunkte in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Hatte Ferdinand der Zweite anfangs den deutschen Krieg ganz mit ligistischen Truppen führen müssen, war er dadurch für das Erste in völlige Abhängigkeit von der Liga gerathen, so war es ihm doch später gelungen, mit Wallensteins Hilfe ein eignes gewaltiges Heer aufzustellen, sich nicht nur von der Liga zu emancipiren, sondern die verbündeten katholischen Fürsten mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen, ja allmählig auf sie kaum minder schwer zu drücken als auf die evangelischen Reichsstände: der Gedanke, ein die ständischen Selbständigkeiten niederbeugendes monarchisches Regiment im Reiche durchzuführen, war in der Ausführung begriffen. In den letzten Jahren vor 1630 stand der Kaiser auf der Höhe seiner Macht. Das Streben der ligistischen Kurfürsten ging unausgesetzt dahin, den Kaiser zu einer Armeereduction zu bewegen, vor allem aber, den gefürchteten Wallenstein zu stürzen. Der Kaiser, den sein Uebermuth auch nach Außen in eine Reihe neuer gefährlicher Verwicklungen gebracht hatte, fühlte das Bedürfniß, den arg gelockerten Bund mit der Liga zu erneuern, versteht sich mit möglichst wenig Opfern von seiner Seite. So begegnete man sich auf dem Collegialtage von Regensburg. Das Resultat desselben ist die Preisgabe Wallensteins; die kaiserliche Armee wird auf denselben Fuß gesetzt wie die bündische, zum Feldherrn erhält sie einen der Liga durchaus ergebenen, in ihrem Dienste emporgekommenen General; der Kaiser verspricht, bei der Frage über Krieg und Frieden, bei Beschaffung der Mittel zur Kriegsführung sich dem Willen der Fürsten anzubequemen: er tritt fast wieder in das Verhältniß der Abhängigkeit von dem katholischen Bunde, wie in den ersten Jahren des Kriegs. Um solchen Preis erkaufte sich Ferdinand die Erneuerung des katholischen Bundes und Hilfe gegen die von Schweden drohende Gefahr.

Eine überaus klägliche Rolle spielten die beiden evangelischen Kurfürsten: Brandenburg war von kaiserlichen Truppen überschwemmt; der sächsische Johann Georg hatte die ganze erste Zeit des Kriegs als devoter Bundesgenosse dem Kaiser und den katholischen Fürsten zur Seite gestanden; der maßlose Gebrauch, der von der kaiserlichen Uebermacht gemacht worden, hatte die letzteren

anfangs noch vertrauten Verkehr mit ihm unterhalten lassen; das Restitutionsedikt machte diesen Beziehungen gründlich ein Ende. Jetzt begann er für sein eignes Hab und Gut zu fürchten, er ermannte sich — zu nachdrücklichen Vorstellungen; kein Gedanke, daß er eine Verbindung mit Schweden beabsichtigt hätte, selbst den andern evangelischen Ständen gegenüber bewahrte er ängstlich seine reservirte Haltung. Der Collegialtag besserte die Lage der evangelischen Kurfürsten nicht. Ihre Gesandten sollten auf Berufung eines Reichstags zur Entscheidung über die Fragen der auswärtigen Politik antragen. Sie aber befanden sich einer an Macht überlegenen, thatkräftigen und rücksichtslosen Majorität gegenüber in der traurigen Lage einer schwächlichen Minorität, genöthigt, bei jeder Frage, auf die es ankam, die Competenz der Versammlung in Abrede zu stellen. Natürlich verhallten ihre Forderungen als fromme Wünsche in der Luft, ihre Vertreter sanken im Laufe des Collegialtags mehr und mehr zu der Rolle unbetheiligter Zuschauer herab: Sie wurden von aller Betheiligung an Behandlung grade der wichtigsten Fragen ausgeschlossen; mit einem Worte, die in Regensburg tagende Versammlung wird im Wesentlichen eine Conferenz des Kaisers mit den Häuptern der Liga.

So vollständig draußen nun auch die sächsischen Gesandten in Regensburg gewesen sind, so haben sie sich doch wenigstens zwei wichtige Actenstücke, die kaiserliche Replik und den Vorschlag der kaiserlichen Deputirten, zu verschaffen gewußt: „die einzigen, die wichtigen Verhandlungen mit der Liga betreffenden, welche uns in voller Ausdehnung bekannt sind; im Uebrigen sind wir ganz auf die äußerst lückenhaften und ungenügenden Notizen bei Hurter angewiesen, welche grade die Hauptsache unaufgeklärt lassen.“ Auch sonst ist das trefflich geordnete dresdner Archiv überraschend reich an Aufschlüssen über die Zeit, in die der Kurfürstentag von Regensburg fällt. Einen Theil dieses Schatzes gehoben und auf Grund dieses wie des bereits gedruckten Materials eine gute, in den wesentlichsten Punkten ganz neue Darstellung jenes wichtigen Stückes diplomatischer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gegeben zu haben, ist das Verdienst Herrn Dr. Heynes, eines Schülers von Droysen, der sich durch diese Erstlingschrift in würdiger Weise in die Wissenschaft eingeführt hat. Auf zwei Punkte, die unter vielen andern der Verfasser in ein ganz neues Licht gesetzt hat, möge hier noch besonders aufmerksam gemacht werden. Der eine betrifft das Verhalten der französischen Gesandten in Regensburg, die mit dem Kaiser einen Frieden abschließen, welchen ihr König dann unter dem Vorwande nicht ratificirt, daß der Pater Joseph seine Vollmachten überschritten habe. Herr Dr. Heyne hat einleuchtend nachgewiesen, daß der wahre Grund der zweizüngigen Handlungsweise nicht, wie meistens angenommen wird, die Krankheit des Königs, dessen Tod den Sturz Richelieus herbeigeführt haben würde, sondern

die exponirte Lage von Casale gewesen ist, das nur durch die so gewonnene Frist gerettet werden konnte (vgl. S. 117 ff.) Der zweite ist die Stellung Wallensteins als Politiker, wie ihn uns der Verfasser auf Grund seiner Briefe bei Chlumetz vorführt: er erscheint nach dieser Seite hin weit bedeutender, als man sich ihn insgemein vorstellt, als ein scharfblickender, Kühler, die für Oesterreich zu erstrebenden Ziele unverrückt im Auge behaltender Staatsmann, welcher sich der unstäten Maßlosigkeit der von den Trugbildern römischen Imperiums umnebelten kaiserlichen Politik, die nichts aufgeben, die unvereinbarsten Dinge zugleich durchsetzen will, nach Kräften widersetzt, aber nicht mächtig genug ist, um Thorheiten wie das Anbinden mit Frankreich im mantuanischen Erbfolgekriege zu verhindern (vgl. S. 51 ff. 99 ff.). Ferdinand hat den erprobten Rathgeber seinem beschränkt bigotten Gesichtspunkten geopfert. Die Nachwelt hat alle Ursache, ihm dafür dankbar zu sein. Wären Wallensteins Rathschläge befolgt worden, so wäre Deutschland aller Wahrscheinlichkeit nach eine einheitliche Monarchie geworden, aber eine Monarchie nach spanischem Muster, in der zur größeren Ehre Gottes Scheiterhaufen nicht bloß den protestantischen Ketzern, sondern bald auch den letzten Resten deutscher Besitzung heimgeleuchtet haben würden.

Die Geschichte der Indochinesen. Aus einheimischen Quellen von Dr. Adolf Bastian. Leipzig, 1866. Verlag von Otto Wigand. 576 S. gr. 8.

Dieses Werk bildet den ersten Band eines größeren Ganzen von fünf Bänden, welches die Resultate der Studien, die der Verfasser über die Völker des östlichen Asien gemacht, und der Reisen, die er unter denselben und namentlich in Hinterindien unternommen hat, zu bringen bestimmt ist. Herr Bastian ist ein Schriftsteller, der bereits vor seiner Tour nach Ostasien wiederholt einen großen Theil der Erde durchstreift hatte, und dem wir schon damals mancherlei schätzbare Mittheilungen aus dem Gebiete der Völkerkunde zu danken hatten. Auch hier bietet er dieser Wissenschaft nicht weniger werthvolle Bereicherungen, von denen wir nur wünschten, daß sie nicht größtentheils als bloße zusammenhangslose Notizen, wie sie sich grade aus dem Gedächtniß oder dem Tagebuch darboten, sondern passend verbunden und geordnet an uns gelangt wären. Nicht viel weniger fällt dieser Mangel bei den eigentlich historischen Abschnitten des Werkes auf, und zwar geht dieser unorganische Charakter desselben so weit, daß man Anstand nehmen muß, dem Verfasser die Berechtigung zuzugestehen, dasselbe, wie er gethan, eine Geschichte der Indochinesen zu nennen. Er hat nur die Materialien zu einem Theil dieser Geschichte herbeigeschafft, und von diesen Materialien eignet sich wieder nur Einiges, wie die Mythen aus der Chronik Inthapataburis, für das größere Publikum; das Uebrige ist nur für den kleinen Kreis der Kenner dieser Menschenkreise, die dem

Verfasser allerdings für den Fleiß, mit dem er größtentheils Neues zusammengetragen hat, warme Anerkennung zollen werden. Einen Geschichtsforscher also haben wir in Herrn Bastian vor uns, keinen Geschichtsschreiber. Ob er zu seinem Quellenstudium alle erforderliche Kenntniß und die rechte Methode mitgebracht hat, vermögen wir nicht zu beurtheilen; wir sehen nur einen sehr reichen Vorrath von Auszügen aus indochinesischen Chroniken vor uns ausgebreitet, die vorzüglich auch auf die Geschichte des Buddhismus neues Licht werfen und, gehörig geordnet unter bestimmte Gesichtspunkte, die betreffenden Völker, die an den Grenzen des Mongolenthums und des Nationenconglomerats Indien wohnen und so ein Gemisch beider Kreise repräsentiren, genauer, als bisher möglich war, charakterisiren lassen werden, für welche letztere Aufgabe der Verfasser offenbar vor allem gearbeitet hat. Indem wir nach dieser Seite hin sein Werk willkommen heißen, bedauern wir noch eine kleine Ausstellung machen zu müssen, Herr Bastian ist nicht recht fest im Gebrauch des Deutschen, seiner Muttersprache. Nicht selten begegnen wir bei ihm Ausdrücken und Wendungen, die vor der Grammatik nicht bestehen, und die bei einer sorgfältigen Revision der Druckbogen vermuthlich weggeblieben sein würden. Möge er dieselbe den folgenden Bänden angeheihen lassen. Sätze wie: „der Aeltere setzte ehrlich zu Werk, eine substantielle Pagode zu bauen“ (S. 10), „Fische, mit denen der Teich voll war“ (S. 449) und Worte wie „Wilderniß“, denen sich reichlich noch ein paar Duzend ähnliche Bildungen an die Seite stellen ließen, sind englisch, aber nicht deutsch.

Der zweite Band des Bastianschen Werkes, mit dem ersten zugleich erschienen und 521 Seiten stark, führt den Nebentitel „Reisen in Birma“ und schildert die Kreuz- und Querzüge des Verfassers in diesem Lande mit Einsflectung zahlreicher Notizen über die Sitten und namentlich über die religiösen Vorstellungen und Bräuche der Birmanen. Wir schiffen zuerst mit unserm Touristen den Irawaddi hinauf, von Rangun nach Prome und von da über die Grenze des den Engländern gehörenden Gebietes hinein in das des Königs von Birma, mit dem wir darauf in seiner neuen Hauptstadt Mandalay persönlich bekannt werden, da Herr Bastian — gegen seinen Wunsch und Willen — mehre Monate in dessen Palast wohnte. Dann folgen wir der Reisebeschreibung auf beschwerlichen Wegen auf einer Tour zu Lande, welche bis an den Fuß der Schan-Berge und zuletzt durch die von Räubern unsicher gemachte Grenzprovinz führt, nach dem Sittang-Flusse und auf diesem abwärts nach der Stadt Tongu, von wo wir in die Niederungen, nach Pegu, Molmein und Amherst gelangen. Ein letzter Abschnitt bringt uns hierauf bis zur Grenze von Siam. Der Verfasser bewegt sich mit dem Geschick und der Furchtlosigkeit des Vielgereisten in schwierigen Lagen, er beobachtet mit guten Augen und

r
 aschem Verständniß, und er sammelt über allerlei Verhältnisse, vorzüglich aber über die Religion des Volkes, den Buddhismus, aus schriftlichen Originalquellen und Unterhaltungen mit Geistlichen und Mönchen einen reichen Schatz von Notizen, der den Hauptwerth seines Buches ausmacht, und mit welchem dasselbe besonders Mythologen willkommen sein wird. Im Uebrigen ist vor Allem sein Bild von dem König und der Hofhaltung in Mandalay von Interesse, doch würde dasselbe anschaulicher sein, wenn der Verfasser nicht, wie durch das ganze Buch, die zufällige Aufeinanderfolge der Einträge in sein Tagebuch wiedergegeben und so das Verschiedenste nebeneinandergestellt, sondern das Zusammengehörige zu passenden Gruppen vereinigt hätte. Wie die Sachen liegen, ist Gelehrtes und für das große Publikum Verständliches so durcheinandergemischt, daß man bei aller Anerkennung der Bemühungen und Erfolge des Verfassers zu keiner rechten Freude an dem Ganzen kommt, und schließlich läßt auch in diesem Bande sein Deutsch häufiger, als entschuldigt werden kann, zu wünschen übrig. Auch hier wären eine beträchtliche Anzahl ungrammatischer Wendungen und Anglicismen zu rügen, vorzüglich im Gebrauch der Präpositionen, und das mag in dem Tagebuch eines Reisenden, der einige Jahre wenig oder kein Deutsch gesprochen, nicht auffallen, auf den deutschen Büchermarkt aber gehören derartige Schwachheitsünden nicht.

Geschichte des modernen Geschmacks von Jacob Falke. Leipzig, L. D. Weigel. 387 S.

Eine Erweiterung von Vorträgen, welche der Verfasser im östreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien gehalten hat. Im ersten Abschnitte wird die Entartung des Geschmacks auf dem Gebiete künstlerischer und gewerblicher Production besprochen, welche gegen das Ende des Mittelalters sich kund gab, dann behandelt das Buch die Renaissance in Italien und Deutschland, den Stil der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, den Jesuitenstil und die Entwicklung des französischen Kunstgeschmacks in dieser und der nächstfolgenden Zeit, Rococo und Zopf, den antikisirenden Geschmack in der Periode der französischen Revolution, worauf er mit einem Blick auf die neueste Zeit und deren Erscheinungen auf dem Gebiete künstlerischen Empfindens und Schaffens schließt. Recht lehrreich ist, was er über den Einfluß der ersten londoner Industrieausstellung auf das Gebiet kunstgewerblicher Thätigkeit sagt, wie er denn überhaupt sein Augenmerk vorzüglich auf dieses Gebiet richtet. Besonders tief ist, was er vorträgt, nicht grade, auch werden sich einzelne seiner Ansichten widerlegen lassen. Im Ganzen aber kann man mit ihm einverstanden sein, und so dürfen wir sein Buch namentlich dem strebsamen Industriellen als instructiv und anregend empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.